

DIE SUCHE
— NACH DEM —
VERLORENEEN
— KOPF —
DES
KOLOSSOS
VON RHODOS

EIN ARCHÄOLOGISCHER THRILLER
ÜBER DIE SUCHE NACH EINEM
VERLORENEEN WELTWUNDER
DER ANTIKE

PAVEL TABLAS

— FRACTURE LINES —

DIE SUCHE
NACH DEM
VERLORENEN
KOPF
DES
KOLOSSOS
VON RHODOS

EIN ARCHÄOLOGISCHER THRILLER
ÜBER DIE SUCHE NACH EINEM
VERLORENEN WELTWUNDER
DER ANTIKE

PAVEL TABLAS

→ FRACTURE LINES ←

Die Suche nach dem verlorenen Kopf des Kolosses von Rhodos.

Ein archäologischer Thriller über die Suche nach einem verlorenen Weltwunder der Antike

Von

PAVEL TABLAS

Impressum

Die Suche nach dem verlorenen Kopf des Kolosses von Rhodos Ein archäologischer Thriller über die Suche nach einem verlorenen Weltwunder der Antike

Autor: Pavel Tablas Kontakt: tablas.pavel@gmail.com

© 2026 Pavel Tablas

Alle Rechte vorbehalten.

Hinweis zum Einsatz von Künstlicher Intelligenz:

Die Cover-Bilder sowie Teile der Textübersetzung dieses Werkes wurden mit Unterstützung der Künstlichen Intelligenz Gemini erstellt.



Kapitel 1: Die Augen des Helios

Rhodos, 226 v. Chr.

Die Hitze an diesem Tag war keine bloße Temperatur; sie fühlte sich an wie ein göttliches Urteil. Der Himmel über der Ägäis hatte die Farbe einer gequetschten, überreifen Pflaume angenommen – ein sattes, kränkliches Violett, das schwer und bedrohlich über der Insel hing. Es war eine dichte, beinahe klebrige Atmosphäre, die wie ein in heißes Öl getauchtes Tuch auf den Lungen der Bewohner lag und jeden Atemzug zu einer bewussten Anstrengung machte. Die Möwen, sonst die ständigen, lärmenden Begleiter des florierenden Hafens, waren ins Landesinnere geflohen. Selbst die unermüdlichen Zikaden in den Zypressenhainen schienen in einer elektrisch geladenen Starre zu verharren. Es war ein Wetter der Omen, eine unnatürliche, drückende Stille, in der das flache, türkisfarbene Wasser des Mandraki-Hafens wie flüssiges, unbewegliches Blei wirkte.

Das Beben kündigte sich nicht durch ein sanftes Grollen in der Luft an, nicht durch das Zittern von Tongeschirr in den Tavernen. Es begann tief im tektonischen Rückgrat des Mittelmeers – eine urzeitliche, gewaltsame Frakturierung des Fundaments der Welt selbst. Als die Erdkruste schließlich nachgab, war die darauffolgende Verwüstung von einer klinischen, absoluten Gnadenlosigkeit. Der Boden unter der großen, wohlhabenden Stadt Rhodos verflüssigte sich innerhalb von Sekundenbruchteilen. Einst

unnachgiebiger, fester Stein, der für die Ewigkeit gemeißelt schien, verwandelte sich in ein tückisches, wogendes Meer aus Staub und Trümmern.

Der Koloss – dieses gewaltige, dreiunddreißig Meter hohe Meisterwerk aus glänzender Bronze und Eisen, das Chares von Lindos in zwölfjähriger, qualvoller Arbeit als ewigen Dank an den Sonnengott Helios geschmiedet hatte – thronte triumphierend über der Hafeneinfahrt. Er war aus den eingeschmolzenen Belagerungswaffen des Demetrios Poliorketes gegossen worden, ein Monument des Trotzes und des Überlebens. Doch nun begann der Gott zu wanken.

Es war ein Anblick von purer, furchteinflößender Unmöglichkeit, der den schreienden Menschen auf den Straßen das Blut in den Adern gefrieren ließ. Die massiven, verstärkten Knie, die jahrzehntelangen, peitschenden Küstenstürmen und der salzigen Gischt von tausend Unwettern stoisch standgehalten hatten, ächzten nun in einer metallischen Qual, die Mark und Bein durchdrang. Die gewaltigen Eisennieten sprangen unter dem unvorstellbaren Druck wie Hochgeschwindigkeitsgeschosse aus den Bronzeplatten. Das innere Eisengerüst schrie unter der Torsionskraft auf.

Unter der katastrophalen seismischen Gewalt verlagerte sich der Schwerpunkt der Statue unwiderruflich. Die Knie knickten ein. Mit einem apokalyptischen Brüllen, das selbst das Bersten der Erde übertönte – ein Laut, als würde der Himmel in zwei Hälften gerissen –, stürzte die Statue. Der Koloss krachte in das pulsierende Handelsviertel. Sein titanischer Rahmen zerbrach in riesige Scherben aus gezackter, tödlicher Bronze. Er zermalmte Dutzende von eleganten Kalksteinhäusern, vernichtete die mit kostbaren östlichen Gewürzen beladenen Händlerstände und drückte

heilige Tempel unter seinem unerbittlichen Gewicht zu Staub.

Inmitten der brennenden Ruinen, umhüllt von erstickenden Wolken aus pulverisiertem Kalkstaub, scherte der große Kopf des Helios sauber von seinem massiven Torso ab. Er rollte durch das Chaos wie ein gefallener Asteroid, riss alles in seinem Weg nieder, bevor er halb begraben in den rauchenden, blutgetränkten Trümmern zum Stillstand kam. Sein Antlitz war furchteinflößend schön, eine meisterhafte Bronze, gekrönt von strahlenden Sonnenstacheln, die nun das zerbrochene Pflaster durchbohrten wie die weggeworfenen Waffen eines gefallenen Gottes.

Doch am auffälligsten, am hypnotischsten waren seine Augen. Gegossen aus massivem, makellosem Gold und auf einen überirdischen Glanz poliert, glänzten sie mit einer heiteren, unsterblichen Gleichgültigkeit inmitten des schreienden, blutenden sterblichen Elends der zerstörten Stadt. Sie reflektierten die Flammen der brennenden Häuser, schienen aber selbst ein inneres Feuer zu bergen. Wer in sie hineinsah, erblickte die Sonne selbst – gefangen, stumm und furchteinflößend allwissend.

Die Hohepriester des Helios, deren einst makellos weiße Gewänder nun dunkel von Ruß und dem kupfernen Gestank von Blut befleckt waren, starrten auf das gefallene Antlitz. Sie bewegten sich mit grimmiger, fast fanatischer Zielstrebigkeit durch das Inferno. Sie erkannten die unausweichliche, bittere Realität der menschlichen Natur: Ein Imperium in Trümmern ist nichts weiter als eine offene Einladung für Plünderer. Sie wussten, dass die hunderte Tonnen zertrümmerter Bronze, die nun im Hafen verstreut lagen, von den Gezeiten der Geschichte eingefordert werden würden – eingeschmolzen für Waffen, Rüstungen

und schäbige Münzen von opportunistischen Räufern und künftigen fremden Armaden.

Doch der Kopf – und vor allem seine unbezahlbaren, heiligen goldenen Augen – stellten die Seele ihres Beschützers dar. Er durfte niemals zur Trophäe eines erobernden Generals degradiert werden.

Unter dem Schutz der absoluten, rauchgeschwängerten Dunkelheit, unterstützt durch das furchteinflößende, niederfrequente Grollen unaufhörlicher Nachbeben, die die Überlebenden in wimmerndem Terror kauern ließen, mobilisierte die Priesterschaft ihre Kräfte. Mit fünfzig massiven Ochsen und hundert verängstigten, ascheerstickten Sklaven, die unter der Peitsche arbeiteten, banden sie den Bronzekopf in dicke, salzwassergetränkte Taue. Mit schweren Holzrollen und der schieren, qualvollen Kraft von Männern, die von einem absoluten, göttlichen Mandat getrieben wurden, schleppten sie die gewaltige, goldäugige Krone vom brennenden Hafen weg. Sie manövrierten die schwere Masse die tückischen, sich verschiebenden Steigungen der zerstörten Nebenstraßen hinauf. Jeder Zentimeter Fortschritt wurde mit gerissenen Muskeln und gebrochenen Knochen bezahlt, begleitet von den rhythmischen, gutturalen Gesängen der Priester.

Sie leiteten das Artefakt tief in ein Netzwerk aus natürlichen vulkanischen Spalten und uralten Kalksteinlöchern weit unter der Akropolis – ein unterirdisches, vom Erdmantel erhitztes Labyrinth, das nur der höchsten Ebene der Priesterschaft bekannt war. In einer riesigen, gewölbten Kammer tief in der abkühlenden Erde ließen sie den Kopf an seinen endgültigen, finsternen Ruheplatz hinab. Sie versiegelten die Kaverne mit schweren, perfekt ineinandergreifenden Kalksteinblöcken

und tarnten den Eingang meisterhaft mit dem Schutt der
gefallenen Stadt.

Um sicherzustellen, dass das Geheimnis für die Ewigkeit
begraben blieb, wurde jenen, die das Grab gegraben und
die Seile gezogen hatten, der ultimative Preis abverlangt.
Die Priester brachten die Sklaven in der Dunkelheit zum
Schweigen; ihr Blut tränkte den Stein und besiegelte den
Pakt. Die Krone des Helios wurde von der Erde verschluckt,
aus dem Licht der Welt verbannt. Von einem greifbaren,
sonnenbeschienenen Weltwunder verwandelte sie sich in
einen geflüsterten, unmöglichen Mythos, ein Phantom, das
die gierigen Träume von Schatzsuchern für die nächsten
zwei Jahrtausende heimsuchen sollte.

Gegenwart

Die Insel Rhodos erhob sich nicht einfach aus dem Meer;
sie wirkte, als sei sie von einer älteren, weitaus
bedächtigeren Hand dort platziert worden – einer Hand,
die das empfindliche, blutige Gleichgewicht von hartem
Kalkstein, unstillbarem Hunger, vorüberziehenden Schiffen
und vergessenen Göttern bis ins kleinste Detail verstand.

Dui Tablas stand auf dem Deck der ankommenden Fähre,
umgeben vom Geruch nach Salz und altem Metall, während
deren massiver, aufgeladener Motor endlich sein
ohrenbetäubendes, stundenlang andauerndes vibrierendes
Brummen einstellte. Er hielt sich am lackierten
Metallgeländer fest. Seine Knöchel traten kreideweiß
hervor, seine Handflächen schwitzten, doch nicht nur
wegen der drückenden Meeresbrise. Er blickte über das
Wasser und kniff die Augen gegen das blendende,
orangefarbene Leuchten der tief stehenden Sonne
zusammen. Das Mittelmeer war an diesem Abend nicht
einfach nur blau. Es war gezeichnet, tief historisch und

vollgestopft mit Namen – Namen von Eroberern, wahnsinnigen Königen, Kreuzrittern und unzähligen versunkenen Flotten, die alle genau diesen strategischen Wasserabschnitt mit ihrem Leben begehrt hatten.

Es war die magische, goldene Stunde, eine Zeit, in der das Licht trügerisch, beinahe lebendig wurde. Die späte Nachmittagssonne ergoss sich wie flüssiges Messing über die Insel und erfasste die gewaltigen, undurchdringlichen Kalksteinbefestigungen von Rhodos-Stadt. Diese mittelalterlichen Mauern, die von den Rittern des Johanniterordens in fanatischer Arbeit errichtet worden waren, um der vernichtenden Macht des Osmanischen Reiches standzuhalten, schienen das Licht buchstäblich aufzusaugen. Sie hielten es tief im porösen Stein fest, nur um es als schwere, uralte Hitze wieder an die Umgebung auszustrahlen. Über dem Eingang zum Mandraki-Hafen standen die zwei berühmten Bronzehirsche – Elefos und Elafina – auf ihren schlanken Säulen. Sie waren stille, zierliche Wächter an exakt dem Ort, an dem der legendäre Koloss einst breitbeinig gestanden und Imperien hatte kommen und untergehen sehen.

Dui hängte sich den abgenutzten, geflochtenen Riemen seiner braunen Ledertasche über die Schulter und schloss sich dem endlosen, murmelnden Gedränge der erschöpften Passagiere an, die wie eine träge Herde zur Gangway schlurften. Er war von Beruf Schriftsteller, aus Notwendigkeit Händler kleiner, oft obskurer Antiquitäten und von Natur aus ein rastloser Beobachter einer Welt, von der er das Gefühl hatte, dass sie sich viel zu schnell bewegte, um ihre eigenen Narben zu verstehen. Er war nach Rhodos zurückgekehrt, um die Archäologie seines eigenen Glücks zu suchen. Er hoffte verzweifelt, eine Erinnerung an ungetrübten, stillen Frieden wiederzufinden, den er hier vor Jahren, in einer vermeintlich einfacheren

Zeit, erlebt hatte. Er sehnte sich nach dem blendenden, makellosen Weiß von Lindos und den ruhigen, nach Meersalz und Pinien duftenden Abenden der Südküste.

Doch seine Ankunft war keine rein nostalgische Pilgerreise. Sicher verstaubt in der inneren Brusttasche seiner Leinenjacke, direkt an seinem pochenden Herzen, lag ein verschlüsselter, höchst dringender und zutiefst beunruhigender Brief von Dr. Elias Vakos.

Elias war ein brillanter, wenn auch zutiefst exzentrischer byzantinischer Gelehrter, für Dui eine Art Ersatzvaterfigur und einer seiner ältesten, treuesten Mentoren. Er war ein Mann, der sich unter den verstaubten Manuskripten der Toten unendlich viel wohler fühlte als in der lauten, rücksichtslosen Politik der Lebenden. Elias hatte das letzte Jahrzehnt völlig zurückgezogen in einem zerfallenden, von Kletterranken fast erdrückten Haus in der Altstadt verbracht. Dort hatte er besessen fragmentierte, von der Welt vergessene Archive übersetzt. Vor drei Tagen hatte Elias eine Nachricht geschickt, die jeder akademischen Logik und seiner sonstigen Nüchternheit spottete und eine spürbare, erschreckende Paranoia ausstrahlte:

„Ich habe die verborgenen Ränder des Prasonisi-Palimpsests übersetzt, Dui. Die Historiker sind Narren. Sie plappern nach, was sie lesen wollen. Sie glauben, die Bronze sei 654 n. Chr. an einen jüdischen Händler aus Edessa verkauft und auf neunhundert Kamelen abtransportiert worden. Sie irren sich gewaltig. Die islamischen Plünderer haben den Kopf des Kolosses nie mitgenommen. Er ist hier. Er hat die Insel nie verlassen. Die goldenen Augen des Helios wachen immer noch in der Dunkelheit, begraben in einer höhlenartigen vulkanischen Kammer tief unter der mittelalterlichen Stadt. Ich habe die Karte dechiffriert. Aber Dui... ich bin nicht mehr allein. Sie

beobachten das Haus. Ich kann ihre Schritte nachts in den Gassen hören. Sie wissen, dass ich etwas gefunden habe. Komm sofort nach Rhodos. Erzähle es niemandem.“

Anstelle des rauschhaften Gefühls eines akademischen Triumphs verspürte Dui ein tiefes, eisiges Unbehagen, das sich wie ein Stein in seinem Magen festsetzte. In dem Moment, als seine Stiefel den alten, sonnengebackenen Kai berührten, fühlte er sich von der chaotischen, sensorischen Maschinerie des modernen Mittelmeers förmlich überfallen. Rhodos roch intensiv nach von der Sonne erhitzten Mauern, nach den öligen Blättern von Bitterzitronen, nach erstickenden Dieselabgasen der Fähren, nach verschüttetem Kaffeesatz, nassem Hanfseil und dem schwachen, unverkennbaren, fast tierischen Atem des Meeresbodens.

Die Hafenfront war eine wilde Choreografie aus kontrollierter Panik und Kommerz. Scharen von rotverbrannten Touristen in heller, schweißfleckiger Sommerkleidung zogen schwere Hartschalenkoffer über das unebene, antike Pflaster. Das Rattern der kleinen Kunststoffrollen klang wie entferntes, rhythmisches Gewehrfeuer. Taxifahrer schrien mit heiseren Stimmen über die dröhnenden Motoren im Leerlauf laufender Luxusreisebusse hinweg und winkten mit zigarettenbefleckten, braun gebrannten Fingern nach potenziellen Fahrgästen. Dui navigierte geschickt durch die Menge, wobei sein trainiertes schriftstellerisches Auge flüchtige Fragmente von einem Dutzend verschiedener Leben einfing – streitende Hochzeitsreisende, die völlig von ihren leuchtenden Handydisplays abgelenkt waren, extrem müde Rucksacktouristen, die verzweifelt zerfledderte Landkarten studierten, und laute Straßenhändler, die aggressiv überteuerte, dröhnende Bootstouren zur Nachbarinsel Symi verkauften.

Da er einen Moment brauchte, um den Boden unter seinen Füßen zur Ruhe kommen zu lassen und die rasenden Gedanken in seinem Kopf zu ordnen, bevor er in das klaustrophobische Labyrinth der Altstadt eindrang, um Elias' Wohnung aufzusuchen, hielt Dui an einem belebten Café direkt in der Nähe des Hafenmeisteramtes an. Er ergatterte den letzten freien Platz an einem kleinen, wackeligen Metalltisch unter einer laut flatternden, sonnengebleichten Planenmarkise und bestellte einen traditionellen griechischen Kaffee, sketos – stark, tiefschwarz und kompromisslos bitter.

Er stellte seine abgenutzte Ledertasche auf den leeren, schmiedeeisernen Stuhl neben sich. Er besaß diese Tasche seit über einem Jahrzehnt; ihre Oberfläche war wie eine topografische Karte seiner eigenen Reisen. Sie war dunkel befleckt von eiskaltem, saurem Regen aus Venedig, aufgeschürft vom rauen Fels in Kappadokien und in den Nähten saß noch immer der feine, blasse Wüstenstaub von den archäologischen Ausgrabungen in Kairo. Sie war nicht nur ein Gepäckstück; sie war ein Aufbewahrungsort für seine intimsten Notizbücher, seine geliebten Stifte und, in vielerlei Hinsicht, für seine Identität als Reisender.

Um die Müdigkeit der langen Fährüberfahrt aus seinen Knochen zu vertreiben und sich mental auf das Treffen mit Elias vorzubereiten, holte er seine schwarze Thermoskanne heraus. Er goss einen kleinen Schluck seines mitgebrachten NorteSur-Kaffees, der „Midnight Cordillera“-Mischung, in den Becherdeckel. Der intensive Duft nach geröstetem Kakao und dunklen Kirschen stieg auf und bot ihm einen vertrauten, beruhigenden Anker in dieser von Reizüberflutung geprägten Umgebung.

Als der Kellner schließlich seinen griechischen Kaffee brachte und der dicke, bräunliche Schaum in der kleinen

weißen Tasse gefährlich zitterte, ertönte plötzlich das ohrenbetäubende Abfahrtssignal eines riesigen Kreuzfahrtschiffes. Es war ein tiefer, gewaltiger, baritonartiger Stoß, der direkt in Duis Brustbein vibrierte und seine Untertasse lautstark gegen den Metalltisch klappern ließ. In exakt diesem Moment flutete eine riesige, laut schnatternde italienische Reisegruppe den ohnehin schon schmalen Bürgersteig vor der Café-Terrasse. Es war ein undurchdringliches Gewirr aus breitkrempigen Strohhüten, hochgehaltenen Kameras und überlappenden, freudigen Stimmen, die den Weg völlig blockierten.

In diesem kurzen, erstickenden Gedränge bahnte sich ein Mann geradezu gewaltsam seinen Weg auf die erhöhte Café-Terrasse, offenbar in dem verzweifelten Versuch, die unnachgiebige Touristenmenge zu umgehen. Er trug ein frisches, aber völlig zerknittertes weißes Leinenhemd, dessen Ärmel hastig bis zu den Ellbogen hochgekrempelt waren. Sein gesamtes Auftreten war ein einziges, panisches Wrack. Er bewegte sich viel zu schnell, viel zu fahrig für die träge Nachmittagshitze.

Dui hatte die fatale, unbewusste Angewohnheit, selbst in chaotischen Momenten winzige Details zu registrieren: Er bemerkte sofort, dass der Mann nicht darauf achtete, wohin er trat oder wen er anrampelte. Seine weit aufgerissenen Augen huschten geradezu panisch über seine Schulter in Richtung der Docks, sichtlich terrorisiert von etwas – oder jemandem –, der ihm durch die Menge folgen mochte. Trotz der kühlen, salzigen Meeresbrise glänzte schwerer, kalter Schweiß auf seinen Schläfen und rann ihm in den Nacken. Und er umklammerte eine verwitterte braune Leder-Umhängetasche – in Farbe und Form fast ein exaktes, verblüffendes Replikat von Duis eigener Tasche – mit weiß anlaufenden Knöcheln fest an seine Rippen gepresst, als hinge sein Leben davon ab.